

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

170 (22.6.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Heidi, das Frühlingskind

Von Fritz Born.

Wenn die Rosen blühen, geht Heidi durch das Tal. Sie geht langsam und gemessenen Schrittes, denn in ihr ist Frühlingsfreude und ein lodendes Lied. Frühlingsfreude und Frühlingserkennen aber machen nachdenklich. Die lachenden Kinder, die mit Zuchsel und Heisa hinter den bunten Schmetterlingen her durch das grüne Gras tummeln, die wissen nicht um diese Freude, sie kennen sie noch nicht. Sie kennen noch nicht jenes Bangen, das tief aus der Erde kommt und die Luft erfüllt und Mensch und Tier in seinen Bann zieht. Und das erst macht ja den Frühling so schön.

Heidi kommt von der Höhe herab, wo zwischen Wald und Becke ihres Vaters Häuschen im Feuergeranke träumt und wo Frau Einsamkeit sich nach dem Leben, dem vollen, berausenden Leben sehnt. Auf allen Bergen rauschen die Wälder, wiegen sich die Wipfel und ein heimliches Raunen und Klüffern ist im Tal.

Die Wiese ist angetan mit ihrem schönsten und grünsten Kleide und das Moos ist frisch und weich, über das Heidi geht. Sie hat sich die Spangen in ihrem braunen Haar gelöst, das es ihr wallend über den Rücken fällt. Die Vögel singen und die Schmetterlinge wiegen sich in der von Blütenduft erfüllten Luft. Am Himmel ziehen kleine weiße Wölkchen dahin. Und irgendwo, da drinnen im Walde, am Wasser des Baches, wo er durch den dichten Tann fließt, sitzt eine Märchenfee und träumt.

Heidi geht durch das ganze blühende Tal bis an das Ende, wo es am stillsten ist und fragt den Ruckel: „Sag mir, wie lang muß ich noch warten, bis mein Liebster kommt?“

Und der Vogel ruft: „Er ruft einmal, zweimal, dreimal, er ruft sechsmal. Heidi senkt das braune Vordentöpfchen. „Sechs Jahre warten“ sagt sie betrübt, „das ist lang!“

Sie ruft wieder den seltsamen Vogel. „Ruckel, hast die Zukunft geschaut, sag mir, wann werd ich Braut?“

Da ruft der Vogel nicht mehr und auch als sie es wiederholt und wieder und wieder ruft, bleibt er still. Und Heidi kommen die Tränen in die Augen. „Du“, sagt sie, „du bist nicht gut!“

Sie ist nun gar nicht mehr trüblich, und auch die Rede kimmert sie nicht, die aus dem Walde herausströmt und zu ihr herüberäugelt. Die Bienen summen ihr unendliches Lied und die kleinen weißen Wolken ziehen.

Heidi ist ein kleines Reh im Walde, und die

andern fliehen nicht vor ihr. Sie schauen sie an mit lieben, dummen Augen, daß sie wieder lächeln muß und die Sonne fühlt.

Am Hange blühen die Rosen und im Gesträuch singt eine Amsel ihr allerhöchstes Lied. Das Mädchen geht leichten Schrittes zu den Sträuchern und bricht eine Blüte ab.

„Rose“ bittet sie, „sag du mir die Wahrheit!“ Sie ruft:

„Verlobt, verlobt, verlobt, verlobt, verlobt, verlobt, verlobt.“ Da sind die Blüten alle. Jörnig stampft Heidi mit dem Fuß auf den moosbewachsenen Erdboden.

„Pfui!“ ruft sie trotzig und wirft den Stiel weg. „du bist heuer gar nicht lieb!“

Nun geht sie den Bach entlang zu der alten Mühle. Unaufhörlich klappert das Rad in den hellen Sonntag hinein. Die Schwalben schweben durch die Luft und die Müllersleute im Hause, die singen alle. Heidi macht nicht Halt, sondern geht weiter, den Wellen nach, immer weiter herunter von ihren Bergen, bis sie drau-

hen auf den Feldern steht und sich ihr zu Füßen breite Flächen mit wogendem Korn und gelbem Glanz dehnen. So weit ist alles und so unendlich, daß Heidi bald ihre Enttäuschungen mit dem Ruckel und der Rose vergißt und staunend hinunterhaut in die hügelige Ebene, die ihr zu Füßen liegt, ihr, der Königin aus den Bergen.

Nach Süden geht der Wind und Heidi trägt ihm Grüße auf an die Adria und an all die tausend Zauberbursen, die da irgendwo jenseits der Alpen fliegen müssen und an die stolzen und wilden Reiter aus der Südregion, an deren Spitze ihr Märchenprinz im Purpurmantel und in blinkender Rüstung reitet. Dann geht sie wieder zu Berge, trägt in ihrem schlichten Herzen wieder die Frühlingsfreude. Sie geht zu den Rosen, aber sie zählt nicht mehr, sondern stedt sich nur eine ins Haar, eine rote Rose von dem wilden Strauch auf dem Hang. Sie hört den Ruckel rufen und frast ihn nicht mehr, sondern merkt, wie schön er ruft. Sie geht durch das Tal und trällert ein lustig Liedel von zweien, die sich lieb haben. Heidi ist ein Reh im Walde und alle Rehe haben sie gern.

Heidi ist ein schwarzbraunes Frühlingskind aus den Bergen, und wenn die Rosen blühen, geht sie durch das Tal.

Die Mondnacht

Von G. Bux.

Die drei Polen hatten geseht. Das feingekleidete und blasse Gesicht des Dr. Paniukki suchte nervös, er hob das Weinglas hastig zurück, blinzelte sich hochmütig um und sagte erregt: „Polen kennt seine Hindernisse, doch nichts wird uns zurückhalten, eine herrschende Macht zu sein.“ Sein Partner, ein Mann von schmalen, langen Gliedern, mit den unruhigen Augen des Leidenschaftlichen, nickte eifrig: „Deutschland ist eine Gefahr von gestern“; er lachte höflich, erhob vom Weine. Dann gingen die drei, laut hallten ihre Schritte in den schon nachts stillen Straßen Marienburas. Dr. Paniukki, der auch unter der Wirkung des Weines sein Lieblichstema, die Politik, weiter ausspannen, verließ seinen Schritt. Im Nachtwind sangen die Zweige vom Baum- und Strauchgestrüpp; hoch ragten vor den drei Polen die prächtigen Mauern der Marienburg auf, kalt, ernst, gigantisch. Der Mond trat aus den Wolken, in welchem, schimmerndem Glanze lag das Ordensschloß. Stromwasser rauschte auf.

„Wir Polen...“, sagte Paniukki laut und drach ab. Sollte dort nicht Ruß? Nahte sich

Waffenklang? „Surüd!“ riefen die drei fast zur gleichen Zeit und drängten in den bergenden Schatten der Bäume, denn vor ihnen, aus den langsam und weit geöffneten Lören des Ordenschlosses quoll es wie Wogen hervor, Ketter... Gestalten mit feinen ersten Hügen, Männer zu Fuß in gleichförmig dröhnendem Schritte; Waffen klirren; Helme bligten im weichen, stillen Lichte des Mondes. Stahlhelme funkelten, Sturmbuben klapperten. Und nun... „Frauen!“, murmelte Paniukki. Doch es sind Ritter, Ordensritter, die wallenden Mäntel wie Flügel von Riesenfalken im Winde leicht bewegt. Auf ihren blauen, stillen Hügen liegt klar das Licht. Herbe schnaufen, Zaumzeug klirrt. Und nun ein dumpfes Trommelsignal... erschossene Fahnen, schwarz wie ein Leichentuch, weiß wie der Schnee. „Die Preußen“, knirscht der Pol, und seine Zähne zeigen sich in Haß. — Wer aber singt dort so überirdisch schön? ...

Frauen schreiten aus der Burt, Krabben an ihrer Hand, die auch schon Waffen tragen, und diese Frauen singen klar und hell das alte deutsche Opferlied der Mütter: „Wir bringen den Landen

zum Opfer den Sohn, daß schließend er fülle den Feld.“

Das Licht des Mondes ist Silbergewebe, die Bäume ringsum halten den Windesatem an, denn die dort vor dem Ordenschloß sammeln sich jetzt lautlos um einen Mann, eine Redengestalt im schneeweißen Haar. Segnet er sie, die herantreten, die Waffe in der Faust, die Bügel über dem Arm, den Mantel gerollt, den Mantel aufwehend, das Weib mit dem Hüden, das Kind mit dem lachenden Blick? Segnet er sie, der Rede im flatternden Haare, das noch heller denn der Mondschlein ist? Nein, er nimmt einem Jeden der endlosen Schar einen Treueschwur ab. Nun können die Polen auch hören, was dort gesprochen wird; stets sind es die gleichen, wie in Stein gemeißelten Worte.

„Wir schwören es, bis ans Lebensende deutsch zu sein. Wir schwören es, die Deutschland angehangene Schmach zu rächen. Wir schwören es im Geiste der Marienburg.“

Die Fenster im Rempfer des Hochmeisters flammen auf, Trompeten jubeln ein Lied, Donnerschlag schwirrt daher... dann wird es plöcklich Nacht — und über den von schwachem Frühlicht nur leise umrissenen Konturen der Marienburg tauchen wie letzte Sterne diamantentastend gefühllos am Himmel die Worte auf: Ich heiße euch hoffen!

„Das hat ihnen der Goethe gesagt“, knirscht Paniukki und greift zum Arm des Freundes. Der wehrt matt ab. „Ich lebe nichts mehr“, stößt er mit trockenem Stippen hervor.

Dunkel, schwarz und still liegen die Straßen Marienburas. „Besetzt sind wir“, sagt Pabelck mit künstlich leiser Stimme, seine unruhigen Augen flattern in verstellter Angst.

Stumm, mit übereifigen Schritten, das Ordenschloß in ihrem Rücken, ohne sich noch einmal umzusehen, haften sie ihren Quartieren zu. „Wir sind besetzt, wir leben Gespenster“, flüstert Pabelck noch einmal hervor; dann hört man nur noch ihre Schritte — ihre fliehenden Schritte... Bis Dr. Paniukki widerwillig und doch einem Zwange gehorchend, dem er unterlag, hervorritt: „Wir sind nicht besetzt... wir erleben den Geist von Marienburg... den Geist, der in den Deutschen wieder hervordringen wird, denn er ist ihre Lebensnatur. Sie bleiben... deutsch.“ „Schweige“, herrschte Pabelck.

Als er sich umwandte, Born im Blick, sah er nicht den Freund, wohl aber die Marienburg, die sich stolz, rein und klar, ein unkläbares Zeichen deutscher Größe und Macht, in das entschleierte Grau des Himmels hineinschob.

Da senkte der Pole sein Haupt. — Schritte eilten.



42. Fortsetzung.

Susanna bekam Sodbrennen, sie sah ja im Vorstand des Jungfrauenvereins. Indessen standen Adam und Eva mit gesüßtem Segen bereit und überlegten schon, wie sie trotz aller Not helfen könnten. Soviel Großmut machte mir das Herz warm. Im übrigen mußte ich endlich ans Waschen und Käpfchen denken, es ging nicht länger an, daß Maria und ich wie Faun und Nymphe nebeneinander lebten. Ich bat meinen Freund Adam um Pinseel und Seife. Da führte er mich auf sein Schlafzimmer, wo alles zur Parade ausgerichtet vor dem Spiegel stand: Naussift, Messer, Talumpulver, Becken. So üppig wurde noch kein Stromer bedient, Adam Anker wachte, was Dienst am Tippelstunden war. Er schlug mir die Seife um die Ohren und befeuchtete mich vornehmster Ruhe, schlummerte doch in Evas Federkissen jener Säuglings, an dem ich mir Vaterrechte erwarb. Ich begutete mir vergnügt die Sandwoll lebenden Fieles; Der Bube hatte die Hautfarbe eines Spanferkels, der linke Daumen nuggelte im Mund, der rechte neßelte an der Nabelschnur. Ein Jammer, wenn das alles hätte damals erfassen müssen.

Ich schabte mir die Decke vom Gesicht und fühlte mich wohl wie an einem Ostermorgen, von der Straße her klang Marias Stimme, sie wandelte Arm in Arm mit der Wirtin und erzählte sich den Mund starr. Wenn sie nur nicht zuviel erzählte. Aber das arme Mädchen schien sich geborgen zu fühlen, — welche Verantwortung für mich!

Jemand pochte an die Tür. Ich öffnete: Susanna kam mit drei ungesügten Paketen und schüttete unter der Last.

„Is alles für Ihne!“

Schon verschwand sie wieder und trampelte die Treppe hinunter wie ein müdes Pferd. Nein, in Junger Susannens Gunst stand ich nicht mehr, seitdem „Frau Selbach“ auf dem Plan erschienen war. Ich mußte stark sein, um das ertragen zu können.

Was sollte ich mit den Paketen? Seltsam: Die Post hatte sie nicht befördert, der Stempel eines Expediteurs stand auf dem Packpapier. Da fiel mir ein, daß die Franzosen jeden zweiten Postwagen zu berauben pflegten, darum hatten private Fuhrunternehmer den Eisdienst übernommen.

Ich belah mir die Adressen, sie stimmten alle. Kein Abender? Doch: Krankenhaus Rön-Deuk. Ferner: Gutshof Quambusch in Restenich. Und das dritte? Ohne Spender!

Kordeln herunter, Papier ab, Kartons auf: Zwei Demben u. eine Unterhose von den Deuter Barmbergern. Die Widmung im Begleitbrief lobte mich über den grünen Klee. Weiter: Ein neuer Anzug, Rod mit Weste und Hose, Farbe wie Pfeffer und Salz. Dazu Hut, Handschuhe, Socken, Zigarren, Dessertinen, Schuhe. Alles noch eingemottet nach Kampfer. Dazu ein Zettel: „Ich gebe Dir den dienstlichen Befehl, binnen 48 Stunden in dieser Kluft bei mir zu erscheinen. Quambusch, Leutnant und Kompagnieführer. Mama läßt grüßen!“

Mein Herz rasste. Das dritte Paket? Namenlos innen und außen. Berge von Holzwohle, in der Mitte eine kleine Pappschachtel, in der Pappschachtel eine goldene Uhr mit Kette. Ich kniff

den Deckel auf: Bijouterie Genélon Paris. — Französischen Ursprungs? Seltsam. Mein Verdacht fiel auf den jüngsten Leutnant!

Nach einer halben Stunde stand ich im Hof. Rasst, gewaschen, nobel bis zum Zeh, jeder Zoll ein Ged. Handschuhe in der Faust, die goldene Kette wie eine Girlande vor dem Bauch. — Adam lachte. Eva schmunzelte. Susanna knallte die Schlüssel ins Schloß. Dann trat Maria schein um die Ecke: „Alles von Quambusch?“

Schon ärgerte ich mich. Welcher haben doch Rasen wie Jagdhunde. Was ging das die Leute in Mostheim an? Morgen würden sie das dümmste Zeug traktieren. Wie gern wäre ich in diesem Augenblick mit Maria allein gewesen.

Im Zimmer über uns lachte der Säugling wie am Spieß. Schon rannte keine Mutter hinauf, und da mich dieser Eifer rührte, war ich wieder verärgert.

„Adam, was machen wir jetzt?“

„Wir müßte zum Wendland, der hat heut morgen schon Gemeinderat gebalot!“

„Was soll ich beim Papa Wendland?“

„Das wirste sehen, komm nur mit, derweil kriegt der Bube sei Mühl!“

Beim Gemeindevorsteher erfuhr ich die neueste Freude, und es mußte mich schon erschrecken, so Schlag auf Schlag in die Füllhörner des Glücks greifen zu sollen: Die Mostheimer hatten bei Lorch eine gut erhaltene Ponte gekauft. Für einen Appel und ein Ei, wie der alte Wendland sagte, der mir eine Photographie von dem Fahrzeug vorlegte. Ein doppeltes Pferdegeschpann würde Platz haben auf dem Rasten.

„Müßte nu amtlischer Fährmeister werde, Manes?“

Ich erschrak vor diesem Titel, da mich jeder Lustreider ärgerte, der Vater sein wollte. Da ich über jeden Bäcker lächelte, der sich zum Brotfabrikanten machte. Man frönte dem Dünkel heute, der kein aufrechter Berufsstolz mehr war. Jede Seltersbude taufte sich Trinkhalle. Jede Kneipe wurde zum Restaurant.

„Papa Wendland, ich will Schiffer werden, will auch Fährmann heißen, schreibt das ins Buch!“ Adam Anker mußte wieder geben, nun war ich

mit dem Gemeindefürst allein. Wir schmornen ein Zigarrchen Marke Quambusch, dann konnte ich mich dem Alten offenbaren: „Wendland, ich möchte betreten!“

Der Greis drehte die Augen: „Manes Himmerod, wo wollst ihr wohnen —?“

„Könnt Ihr nichts frei machen in Mostheim? Die erste Nacht hab ich unten im Spülkeller geschlafen. Da war Luft und Licht, da standen zwei Betten, ein Tisch und ein Herd!“

„Über die Franzose?“

„Der neue Ortskommandant kann unquartieren, wen er will!“

Pankras Wendland war's zufrieden. Ich hatte noch mehr auf dem Herzen: „Meine Braut hat ein Kind von einem andern. Kann man das machen, doch ich zum Vater werde? Ihr wißt ja: Uneheliche Menschen haben's verflucht schwer im Leben!“

Der alte Vorsteher knabberte am Bart, kratzte sich im Nacken, setzte die Brille auf: „Ja, Himmerod, prüf's dich dar' ich nit. Wir wolle alles richtig eintragen, aber wir wolle auch den Mund harte und lo tun, als ob, sell?“

„Morgen kommen wir, Papa Wendland!“

Den gleichen Bescheid gab mir der Pastor von Mostheim, ein gutmütiger Schwarzrod, dem nichts Menschliches fremd war. Er schmer, das alles würde wie ein Beisigbeheimnis sein.

Dann lief ich zum französischen Ortskommandanten, der frühlich vom Schreibtisch aufstand, als ich in die Stube trat. So hatte mich sein Vorgänger nie empfangen.

„Diala, Erz Immerod, Sie möchten also eiraten?“

„Ja, ich möchte eiraten!“

„Was Befangenheit welschte ich ebenfalls.“

„Und Sie abben keine Zimmern?“

„Nein, ich abben keine Zimmern! Aber der alte Wendland hat einen Keller mit zwei Betten. Wenn dort die Einquartierung verschwinden könnte —?“

Der Kommandant blätterte in swanzig Registern, häntete sich an die Telefonstränge, übergab einer Ordnonanz zwei Zettel und entließ mich mit dem großmütigen Bescheid, ich könnte morgen mittag der Süllkeller bestehen. (Fortsetzung folgt.)